

„Verbotener Weg.“

Humoreske nach dem Schwedischen von Bell Sanders.

Bürgermeister Ringdal war heute besonders schlecht Laune. Außerhalb der Stadt lag das Wirthshaus „Zum blauen Husaren“, zu dem ein Fußweg über Wiesen führte. Diesen zu betreten war indeß verboten. Das Verbot wurde jedoch nicht beachtet, trotz aller Strafandrohung. Dem Gendarm Jost hatte Ringdal strengen Befehl gegeben, jeden, der das Verbot unbeachtet ließ, ohne Ansehen der Person, zur Anzeile zu bringen; aber es war unmöglich, jemanden zu ertappen. Das war der eine Grund seiner schlechten Laune. Außerdem hat man ihn, den hochgeehrten Bürgermeister, heut wieder mit diesem KLAS BRATL, der dicht neben ihm wohnt, verwechselt. Das ist unerhört! Ihn mit einem Menschen zu verwechseln, bei dem man nicht weiß, wo er lebt, und der den Gerichten schon viel zu schaffen gemacht hatte. Die Leute behaupteten, er hätte die gleiche Figur, den gleichen Gang wie der Bürgermeister. Lächerlich. Als ob ein Bürgermeister überhaupt Ähnlichkeit mit solch einem Menschen haben konnte!

Aus lauter Verdruss beschloß Ringdal, sich durch ein gutes Glas Wein aufzufrischen. Es war ein herrlicher Abend, und da er sicher war, eine nette Gesellschaft anzutreffen, begab er sich „Zum blauen Husaren“.

Er hatte sich nicht getäuscht, der Gartenpavillon war voller Gäste, und der Bürgermeister wurde mit gebührender Hochachtung empfangen. Der Wein war vorzüglich, die Unterhaltung lebhaft und anregend, so daß seine gute Laune bald wiederhergestellt war. So verfloß die Zeit in eifriger Diskussion. Als Ringdal schließlich auf seine Uhr sah, war er nicht wenig erschrocken über die vorgeschrittene Nachtzeit. Der Herr Bürgermeister führte ein strenges Regiment im Rathaus, aber man munkelte, daß die Frau Bürgermeister zu Hause ein noch weit strengeres führe. Ringdal erhob sich in größter Eile, bezahlte seinen Wein und begab sich auf den Heimweg. Ueber einige Wiesen führte ein schmaler Fußsteig abseits von der Landstraße zur Stadt.

An der Kreuzung stand eine große Tafel, deren Inschrift: „Verbotener Weg!“ man bei dem hellen Mondlichte deutlich lesen konnte. Ringdal blieb davor stehen. Er leuchtete schwer. Wenn er den Fußweg nehmen würde, könnte er jezt Minuten früher daheim sein, denn der ging in gerader Linie auf sein Haus zu. Das war jedoch unmöglich! Wie konnte solch ein verbrecherischer Gedanke ihm kommen, ihm, dem Bürgermeister, der berufen war, für die Aufrechterhaltung des Gesetzes zu sorgen! Mit einem tiefen Seufzer trabte er auf der Landstraße weiter. Nach einigen Sekunden aber stand er wieder still. In der Ferne sah er einen matten Lichtschein, und er war sich sofort klar darüber, daß das Licht in seinem Hause brannte. Frau Agata war also noch auf. Ja, da ist jede Minute kostbar, da gilt es, nicht zu zögern. Er ging die wenigen Schritte zurück, warf einen scheuen Blick nach allen Seiten, wünschte den Mond, der immer nur dann scheint, wenn man ihn nicht brauchen kann, zum Rückzug, und benutzte in höchst-eigener Person den verbotenen Weg.

Ringdal fühlte sich äußerst unbehaglich, indeß es war niemand zu sehen, und bei seinem Triebhaftigkeit würde er ja bald seine Wohnung in der Landstraße erreicht haben. Doch was ist das? Kommt da nicht Jost die Straße entlang? In der That, seine blanken Knöpfe leuchteten ja im Mondenschein. Da heißt es, sich beeilen. Im schnellsten Tempo, ohne nach rechts oder links zu sehen, setzte er seinen Weg fort und hoffte, gleich dem Vogel Strauß, nicht gesehen zu werden, wenn er selbst nichts sieht.

„Gott sei Dank!“ seufzte er, als er endlich und athemlos die Thür hinter sich schloß, „ich glaube nicht, daß Jost mich bemerkt hat.“ Als der Bürgermeister am nächsten Morgen sein Amtszimmer betrat, war er wiederum übler Laune. Er sah übermäßig aus. Dazu kam sein schlechtes Gewissen. Jost, der alte Fiel, sah gewiß nicht viel, aber man konnte sicher sein, daß er stets das sah, was er nicht sehen sollte. Kaum hatte Ringdal sich an seinen Schreibtisch gesetzt, als Jost in militärischer Haltung eintrat.

„Was haben Sie heut auf dem Herzen?“ fragte der Bürgermeister mit unsicherer Stimme. „Jost schlug die Haden aneinander, seine dunklen Augen funkelten unter den buschigen Brauen.“ „Ich habe zu berichten, daß ich gestern jemand auf dem verbotenen Wege gesehen habe, und das war KLAS BRATL.“ Der Bürgermeister zuckte zusammen. „Sind Sie auch sicher, daß — daß es BRATL war? Könnte es nicht jemand anders gewesen sein?“ „Ich bin meiner Sache ganz sicher, Herr Bürgermeister, ich sah ihn deutlich auf dem Wege.“

Ringdal blickte sich scheu um. Er schien etwas auf den Lippen zu haben, das er nicht hervorbringen konnte. „Es ist gut, Jost“, sagte er endlich, „Sie können gehen.“

Sobald er allein war, wuschte er sich den Schweiß von der Stirn und stöhnte: „Es ist schrecklich, nicht genug, daß ich den verbotenen Weg gegangen bin und gefehen wurde, und mein ganzes Ansehen aufs Spiel gesetzt habe, hat dieser alte Fiel mich auch noch mit KLAS BRATL verwechselt, so daß ich einen anderen für mein „Verbrechen“ bestrafen muß. Wenn ich Jost wenigstens von seinem Irrthum überzeugen könnte, ohne mich bloßzustellen.“

Beim Frühstück faßte er seinen Entschluß. Er ließ Bratl zu sich kommen. Mit großer Würde lehnte er sich in seinen Sessel zurück und sah Bratl scharf an. Dieser stand mit der Mühe in der Hand und mit unsicherer Miene vor ihm, denn er hatte ja stets ein schlechtes Gewissen.

„Es wurde berichtet“, begann der Bürgermeister, „daß Sie gestern auf dem verbotenen Wege gegangen sind. Sie sind dafür der Strafe verfallen.“ „Aber, Herr Bürgermeister“, stotterte er.

Ringdal winkte mit der Hand, daß er schweigen solle und erhob sich. „Ich weiß, Bratl, daß Sie eine Familie zu unterhalten haben, und daß es Ihnen schwer wird, die Buße zu zahlen. Das thut mir leid, denn so besonders schlimm ist ja das Vorgehen nicht. Ich muß Sie bestrafen, jedoch mit Rücksicht auf Ihre arme Frau und — weil das Gesetz in diesem Falle vielleicht etwas zu streng ist, will ich dieses Mal das Bußgeld für Sie bezahlen. Haben Sie verstanden?“

Bratl hob die Schultern, seine fiktiven Augen funkelten. „Aber, Herr Bürgermeister“, wiederholte er und bemühte sich, seine reservierte Haltung zu bewahren.

Ringdal fühlte sich wenig behaglich. Er griff in die Brieftasche und zog ein Goldstück hervor, das schnell in der Faust des Anderen verschwand.

„Ich denke, daß Sie mit dieser Hilfe zufrieden sind“, sagte der Bürgermeister beunruhigt, als er merkte, daß Bratl nicht eine Meise veränderte.

„Ah, Herr Bürgermeister“, antwortete dieser nun, „ich bin in aröher Noth, die Reiten sind schlecht, ich stehe am Rande des Abgrundes. Noch zehn Kronen dazu, und mir wäre geholfen!“ Ringdal hatte große Lust, dem Kerl eine Ohrfeige zu geben, aber er mußte seine Muth unterdrücken, und das zweite Goldstück verschwand in Bratls mächtiger Tahe.

„Nun machen Sie, daß Sie fortkommen, aber schnellstens!“ rief der arme Bürgermeister drohend.

Bratl war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, da wandte er sich mit derselben rubigen Miene von vorhin um sich und fragte: „Aber das Bußgeld, Herr Bürgermeister?“

„Mensch!“ brauste dieser auf, „die Buße beträgt drei Kronen. Hier haben Sie das Geld. Aber ich rathe Ihnen, sich hier nicht wieder blicken zu lassen!“

Am nächsten Tage begab sich der Bürgermeister „Zum blauen Husaren“. Auf der Landstraße besaß er ein Haus, das mit größter Höflichkeit seinen Hut zog.

„Ich hoffe, daß Sie sich fernerhin hüten werden, den verbotenen Weg zu nehmen“, sagte der Bürgermeister im Vorübergehen höchst würdevoll.

„Ich werde mich wohl in acht nehmen, Herr Bürgermeister, ich alaubte selbst, daß ich nie mehr so leicht davontommen werde, wie diesmal.“

Der Bürgermeister setzte seinen Weg grübelnd fort. Bratl's Antwort gefiel ihm nicht, ein häßlicher Verdacht tauchte in seiner Seele auf, und er war nicht aufgelegt, lange im Wirthshaus zu bleiben.

Am anderen Vormittag fragte er Jost so leichtsin: „Sie trafen also KLAS BRATL auf dem verbotenen Weg?“

„Ja, Herr Bürgermeister.“

„Sahen Sie ihn so genau, daß Sie es bestimmt behaupten können.“

„Zweifellos“, versicherte Jost. „Ich zog ihn ja auf der Stelle zur Verantwortung, und es war am hellen Tage, als ich ihn traf.“

„Also, es war nicht in der Nacht?“

„Nein, es war Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr.“

„Ich Fiel!“ flüsterte Ringdal vor sich.

„Was befehlen der Herr Bürgermeister?“

Ringdal aber gab keine Antwort.



Wächter Lintemann (mit pathetischer Begeisterung bellamierend): „Nach warmem Frost und Wintersgraus, Nacht der Frühling mit Wintersgraus, Nacht auf die Bergen, auf die Fier: Der lockige Jüngling kommt herüber!“

Wie das englische Königs-paar nach Indien reist.

Die Reise, die König Georg und Königin Mary zum großen Durbar in Delhi machen, bietet nicht nur in politischer Hinsicht manches Ungewöhnliche. Es ist das erste Mal, daß ein englischer Souverän das nunmehr fast 150 Jahre von den Engländern beherrschte Land aufsucht, und es wird daher bei dieser Gelegenheit an einem Schauehränge, für das der Engländer soviel natürliche Reigung hat, nicht fehlen. Hat sich doch der englische Herrscher, wie verlaute, eine besondere Krone, die indische Kaiserkrone, für diese Gelegenheit machen lassen. Die Königin wird dieselbe Krone tragen, die sie bei der Krönung in Westminster getragen hat, und die mit dem berühmten Rubin, dem „Berg des Lichts“ geschmückt ist, so daß dieser vielgenannte Stein wenigstens für kurze Zeit in das Land zurückkehrt, von wo er hergekommen ist. Das Schiff, auf dem das Königs-paar zur Zeit nach Indien fährt, heißt die „Medina“ und ist ein 12,500 Tonnen großer Dampfer der P. & O. Linie, wie die Engländer sie nennen, der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company. Alle Dampfer dieser Gesellschaft sind den besonderen Bedingungen angepaßt, die das Reisen in den tropischen Klimaten erfordert; an der „Medina“ aber waren Tapezierer, Arbeiter und Lieferanten schon seit Wochen in angestrengtester Thätigkeit, um ihr den letzten Schliff für die Reise, die am 11. November beginnt, zu geben. Die Räume des Königs, die so viel Platz einnehmen, wie gewöhnlich auf einem Passagierdampfer 20 Kabinen erster Klasse, bestehen aus einem Wohn- und Arbeitszimmer, einem Schlafraum, einem Ankleidekabinett und einem Baderraum. Von der gleichen Größe sind die Räume der Königin. Das Mobiliar, obgleich sehr kostspielig, ist in rubigen Farben, meist in Graugrün, und im Empirestil gehalten; es ist übrigens zum großen Theil von der Stadt Victoria und Albert herübergenommen, auf der das Königs-paar seine Vergnügungs- und Erholungsreisen zu machen pflegt. Besondere Aufmerksamkeit ist den Betten gewidmet, die in einer schwingenden Lage, also eigentlich als eine Art von Wiege gehalten sind, so daß sie auf jeden Fall, wie das Schiff auch rollen und flumpfen mag, horizontal bleiben. Für die Königin, die bekanntlich Seefahrten recht schlecht verträgt, wird das noch angenehmer sein, als für den König. Nicht weit von den königlichen Gemächern befindet sich eine Kabine für den Juwelenhüter, der mit der Aufsicht über die Kronjuwelen betraut ist. Er behält auch die 24 neuen Silber-trompeten auf, mit denen in Delhi die Thronbesteigung des Kaisers verkündet werden wird, und die bei einem Londoner Juwelier bestellt wurden. Die „Medina“ hat für gewöhnlich einen großen Speiseraum für die etwa 3000 Fahrgäste erster Klasse, die das Schiff zählt; der ist natürlich für die Gelegenheit umgebaut und in seinen Maßen etwas vergrößert worden, um ihn wohnlicher zu machen. Außerdem ist da ein großer Rauchsalon, ein Damen Salon und ein Salon, in dem man musizieren kann. Das zahlreiche Gefolge des Königs-paars ist in Kabinen untergebracht, die natürlich weniger geräumig sind, von denen man aber doch den Gästen des Königs zwei zur Verfügung stellt. Etwa 70 Diener der königlichen Hofhaltung machen die Reise nach Indien mit. Da das Schiff etwa 600 Mann Besatzung zählt, da Beamte der Dampfergesellschaft, Ingenieure, Stewards und andere noch hinzukommen, so dürften etwa 800 Personen an Bord sein. Man hat auf das Schiff, das einen weißen Anstrich hat, zwei schmale blaue Bänder mit einem dünnen Goldband dazwischen aufgemalt, was sich besonders unter südlicher Sonne sehr dekorativ ausnehmen wird. Das Schiff ist ganz besonders mit mächtigen Stationen für drahtlose Telegraphie ausgestattet, durch die die Verbindung mit England ständig aufrechterhalten werden wird. Daß das Königs-paar und sein Gefolge ein sehr zahlreiches Gepäck mit sich führt, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Die Königin wird beim Durbar ihre Krönungsgewänder von Westminster tragen, nur haben sie einige Umänderungen erfahren, die sie mit Rücksicht auf das indische Klima etwas leichter machen. Unter ihrem Schmuck für diese Gelegenheit ist ein besonders bemerkenswerthes Stück, eine ganz aus Diamanten bestehende Lotusblume. Die Proviantvorräthe der „Medina“ lassen natürlich nichts vermessen, was der vermuthete Appetit ihrer Gäste braucht. Sogar drei Kühe aus den Meiereten von Windsor mußten, wahrscheinlich nicht zu ihrem Vergnügen, die Reise in das tropische Land mitmachen, um stets mit frischer Milch aufwarten zu können. Nach ihrer Rückkehr nach drei Monaten wird die „Medina“ ihren ganzen königlichen Schmuck wieder ablegen, und sich in ein gewöhnliches Schiff verwandeln.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

So mancher Mensch bekommt selbst auf seine Luftschiffer gesehen.

Debut des Schütte-Kanz-Ballons.

Das Luftschiff „Schütte-Kanz“, dessen Fertigstellung schon so oft angekündigt wurde, daß man nicht mehr daran glaubte, unternahm am 17. Oktober seinen ersten Flug. Es stieg in Rheinau bei Mannheim, seinem Hafen und Erbauungsort, auf und landete nach einer Stunde bei Speyer. Das Luftschiff gehorchte der Führung; die Höhen- und Seitensteuer funktionirten tadellos.

Seiner Ballon-Konstruktion nach gehört der „S. L. I.“ zu dem starren System; in der übrigen Einrichtung unterscheidet er sich von den bisherigen Typen in verschiedener Weise.

Das von einem orangefarbenen Ballonstoff umspannte Holzgerippe bildet ein räumliches Fachwerk, es ist vorne bieder als hinten, wo es ziemlich scharf ausläuft. Die Querstabilität des Schiffskörpers wird durch elf starke Querringe bewirkt, die noch mittels Stahlstrahlen gespannt sind. Das Schiff besitzt elf Ballonets, deren größere durch Schotten untergetheilt sind. Der ganze Schiffskörper hat eine Länge von 130 Meter, einen größten Durchmesser von 18 Meter und ein Fassungsvermögen von rund 20,000 Kubikmeter, die „Schwabens“ betanktlich 18,000 Kubikmeter.

Das Luftschiff hat zunächst zwei Gondeln erhalten, außerdem ist eine dritte vorgesehen. Die Gondeln sind mit je einem 250Pferdigen Daimlermotor ausgerüstet, unklar und ähnlich wie die des Parzefal'schen Systems mit dem Ballon verbunden. Die Insassen können sich auf vier Arten miteinander verständigen: telephonisch, telegraphisch, durch's Sprachrohr oder durch „Funkspruch“.

Die dritte Gondel ist für militärische Zwecke gedacht und wird zwischen die beiden jetzigen angebracht werden. Eine wesentliche Neuerung liegt in dem direkten Antrieb des aus Elektrostahl gepreßten Propellerpaares von 4,2 Meter Durchmesser. Diese dreiflügeligen Propeller sind jeweilig längsachsig direkt hinter den Motoren an den Gondeln montirt. Der Benzinverbrauch liegt in 18 Tanks zu je 140 Liter verbedt im Schiff.

Wie schon bemerkt, soll der „S. L. I.“ vor allem militärischen Zwecken dienstbar gemacht werden. Die dritte Gondel erhält zwei Plattformen für Beobachtungsposten, ferner wird sie mit Maschinengewehren zur Vernichtung von Luftfahrzeugen und mit einer Telefunkenstation ausgerüstet werden.

Auch in seiner Steuerung unterscheidet sich der „S. L. I.“ von anderen Systemen. Das Schiff hat zwei Seiten- und zwei Höhensteuer, das Hauptsteuer sitzt am Heck oberhalb, kann also bei der Landung nicht in Gefahr kommen. Die andern Steuer-vorrichtungen sitzen wie üblich hinter und vorn.

Die verführerischen „Mannequins“

Unter den „Mannequins“, den Anprobirbuden der großen Pariser Schneiderhäuser, herrscht gewaltige Aufregung. Es ist ihnen, bei sofortiger Entlassung, auf's Strengste verboten worden, ihre Reize, solange sie sich in den Geschäftsräumen aufhalten, auf künstliche Art zu erhöhen. Sie dürfen sich weder schminken noch pudern, sie dürfen sich nicht die Lippen färben und sie dürfen, man höre, keine falschen Haare tragen. Die Kundinnen besagter Schneiderhäuser sind es, die zu dieser drakonischen Vorschrift den Anstoß gegeben haben, weil die allzu raffinierte Eleganz der schönen „Mannequins“ verhängnisvolle Wirkungen auf ihre männlichen Begleiter, ihre Gatten und ihre Freunde, auszuüben begann.

Das Verbot ist erklärlich, wenn man weiß, daß der „Mannequin“ schon von Berufs wegen alle Verführungskünste spielen lassen muß. Das Neueste auf diesem Gebiete ist das Anprobiren von Morgen- und Schlafrocken. Das geschieht folgendermaßen: Die Dame, die einen solchen Rock zu kaufen beabsichtigt, nimmt auf einem Stuhl vor einem Vorhangsplatz, einem richtigen Schweizerden und reichbestickten Theater-vorhang. Der Vorhang theilt sich und man erblickt ein mit dem größten Luxus eingerichtetes Schlafzimmer. In dem Pruntheit vornan liegt — der „Mannequin“. Eine Kammerzofe betritt das Zimmer, der „Mannequin“ richtet sich mit lässigen, aber graziosen Bewegungen auf, verläßt das Bett und zieht sich nun mit Hilfe der Zofe ein Kleidungsstück nach dem anderen an, — als legtes den Morgenrock, und zeigt sich nun darin von allen Seiten der Käuferin. Gefällt dieser der Rock nicht, so schließt der Vorhang sich, um sich nach einigen Minuten wieder zu öffnen, — und dasselbe Schauspiel beginnt mit einem neuen „Mannequin“, bis Madame endlich gefunden hat, was sie wünscht.

Es es ein Wunder, wenn die Pariser Frauen jetzt verlangen, daß die „Mannequins“, die ja nicht unter den häßlichsten ihres Geschlechtes ausgedacht werden, sich wenigstens mit den Reizen begnügen, die die Natur ihnen verliehen hat?

Die Melodie muß ich festhalten, — die ist ausgezeichnet, — die darf ich nicht vergessen, — (macht sich einen Knoten in's Taschentuch).

Warum haben Sie denn Ihren alten ehrlichen Klaffzer entlassen? „Hat man's bei mir denn nötig, ehrlich zu sein?“

Humoristisches

Rindermund. Karlchen: „Sag mal, Vater, ist der liebe Gott wirklich so krank, oder geht es ihm schon wieder besser?“ Papa: „Wie kommst Du denn darauf, Du dumme Junge? Der liebe Gott wird doch nie krank.“ Karlchen: „Nicht? Na, warum hat er denn unsern lieben Doktor so plötzlich zu sich gerufen?“

Im Bergrestaurant. A.: „Die landschaftlichen Schönheiten, die sich einem hier darbieten, sind geradezu berückelnd!“ B. (der eben speist, beistimmend): „Und billig! Diese große Kalbschaxe zum Beispiel, kostet nur neunzig Pfennige!“

Roberte Reflexion. Geschiedene junge Frau: „Wie doch auf dieser Welt Alles rasch vergeht, ... die Liebeserklärung dauerte 10 Minuten, ... 's Anhalten um die Hand eine Viertelstunde, ... das Gesehen seiner Schulden zwei volle Stunden, vier Wochen waren wir auf der Hochzeitsreise und verheiratet netto drei Monate!“

Kurze Lebensgeschichte. Ein Reisender kommt in ein Hotel, und es fällt ihm das jüdische Aussehen des Portiers auf. Da jüdische Hotelportiers immerhin selten sind, interessiert ihn der Fall, und er fragt den Mann in der Loge: „Wie heißen Sie denn eigentlich?“ Der aber zuckt die Achseln und sagt: „Nu, ich hab' Verluste gehabt!“

Mißverständnis. Ein Droschkentischer tritt in einen Laden, um ein paar Handschuhe zu kaufen. Fräulein: „Welche Nummer?“ Droschkentischer: „5810.“

Der Geschäftsreisende. Hausherr: „Sie haben mich in einer beikanten Angelegenheit zu sprechen gewünscht, mein Herr?“ Fremder: „Zawohl, die Angelegenheit ist sehr wichtig. Ich wollte mich erkundigen, ob sie nicht Bedarf in Westfälischen Schinken, Braunschweiger Würst' usw.“

Mechanischer Grund. Reisender (im Coupe zu seinem Gegenüber): „Gestatten Sie mir eine Frage: „Sie thun wohl Buße?“ „Wie meinen Sie das?“ „Nun, weil Sie immerfort so reumüthig mit der Faust auf Ihre Brust schlagen.“

Gewissenhaft. „Was meinst, heirathen soll ich? Denkste vielleicht, id bin so gewissenlos wie andere? Bevor id 'ne Familie gründe, frage id mir, ob se mir noch ernähren kann!“

Der Jagdrock. Rentier Stangerl, als er bei der Jagd schon den zehnten Hasen fecht: „Macht nichts, deswegen bringt der Stangerl doch seine Hasen nach Hause!“

Motiv? A.: „Gestern erschloß sich der Componist Blume. Das Motiv ist unbekannt.“ B.: „Mertwürdia! Seine Motive waren doch immer allbekannt!“

Bildung. „Wenn Du die Einladungskarten schreibst, beachte ja nicht die Buchstaben: U. a. w. g.“ „Ja, was heißt denn das?“ „Nu, um acht wird gegessen.“

Begreifliche Verkümmelung. „Hat denn der Doktor nu gesagt, waß Ihrem Mann fehlen dut, — Frau Feldweibel?“ „Zawoll, — er sagte, et wäre die Artillerieverkümmelung!“

Durch die Blume. „Hier haben Sie einen Quarter, machen Sie sich mal einen vergnügten Tag davon.“ „Besten Dank, ich werde damit aber bis in den Dezember warten müssen.“ „Warum denn?“ „Ja, dann haben wir doch die kürzesten Tage.“

Gegenseitig. Onkel (geizig): „Warum läßt Du denn gar nichts mehr hören?“ Neffe: „Weil Du nichts mehr sehen läßt!“

Weitblickend. Backfisch, der mit der Mama promnirt, als ein Student der Technik äußerst freundlich grüßt: „Du, Mama, was haben Techniker eigentlich für Ausichten?“



Grüdnide (zur neuen Köchin): „Sie werden es doch nicht etwas ausplaudern, daß ich hin und wieder eine Zigarette rauche?“ — „? — bewahren! Wenn gnä' Frau mir's nicht ins Dienstub schreiben, daß ich — schmeupe!“



A.: „Das war ja der Müller mit seiner geliebten Nachtigall.“ B.: „Wieso nennen Sie seine Gattin Nachtigall? Singt sie denn so gut?“ A.: „Nein, aber sie schlägt!“



Gausfrau (in die Küche kommend, in welcher der Vater beschäftigt ist): „Mann, was soll denn das heißen, Sie sollen doch die Wände streichen und nicht die Waden meiner Köchin!“



„Rasi' auf, die Leiter fällt!“ „Keine Angst, ich halte mich schon fest!“



Professor Streublin (in der Meinung, es habe gekloppt): „Es ist schon rüchichtslos genug, meiner Aufforderung nicht zu entsprechen, wenn id „Herrin!“ rufe; daß aber überhaupt niemand da ist, wenn id dann persönlich öffne, das ist eine besenlose Unerschämtheit!“

Immer Froh. „Warum haben Sie denn Ihren alten ehrlichen Klaffzer entlassen?“ „Hat man's bei mir denn nötig, ehrlich zu sein?“